

Zur gegenwärtigen Lage der baskischen Studien.

Einige Bemerkungen aus Anlaß von TELESFORO DE ARANZADI, *Antropología y Etnología del País Vasco-navarro*¹.

Von Hofrat Prof. Dr. HUGO SCHUCHARDT, Graz.

Seit langen Jahren beschenkt uns DE ARANZADI mit trefflichen Beiträgen zur Anthropologie und Ethnologie seiner Landsleute (er stammt aus Vergara in Guipúzkoa). Jetzt sehen wir das Wesentlichste davon zusammengefaßt und neugestaltet als Teil eines auf weitere Kreise berechneten Werkes. Da aber hiemit gewiß kein wirklicher Abschluß erreicht sein will, vielmehr Stamm und Zweige weiter wachsen werden, so möchte ich nicht nur die Aufmerksamkeit der Leser auf das vom Verfasser Gebotene lenken, sondern auch die des Verfassers auf diejenigen Punkte, die neue oder erneute Berücksichtigung verdienen.

Den Keim zu der ersten Hälfte der „Antropología“ bildet ARANZADI's Erstlingsarbeit: „El Pueblo Euskalduna“ (San Sebastián 1889), welche hauptsächlich auf einer vielseitigen Untersuchung von 250 Basken eines spanischen Regiments beruht und mit zahlreichen Karten, Diagrammen, Zahlentabellen, Brustbildern ausgestattet ist. Auch die jetzige Arbeit enthält ein Dutzend Bilder von Basken und eine sehr nützliche Karte, auf der die alten Völkersitze in die kranilogischen Gebiete eingetragen sind. Bei dem langen Zwischenraum, der die beiden Arbeiten trennt, ist von vornherein keine völlige Übereinstimmung zu erwarten; um so weniger aber als in diese Zeit die bedeutenden Untersuchungen des Franzosen R. COLLIGNON² fallen, mit dem sich ARANZADI auseinandersetzen mußte³. Von einem sicheren Gesamtergebnis scheint er jetzt entfernter zu sein als 1889. Damals hatte er gesagt: „En resumen, y como deducciones probables, el actual pueblo vascongado se puede considerar como la unión de un pueblo ibero ó afine al berberisco y un boreal que tiene algo del finés y del lapón, con mezcla posterior de un pueblo kimri ó germano.“ Von dieser Ansicht ist er nun ganz zurückgekommen; er betont nachdrücklich die Einheitlichkeit des baskischen Typus; auf die Frage aber, welche Stellung dieser unter den menschlichen Rassen einnehme, bleibt er selbst uns die Antwort schuldig, wie wenig er auch von den Antworten anderer sich befriedigt zeigt. Er schließt mit den scherzenden Worten: „Si el cultivo de la agilidad pudiera dar una raza de sienes abultadas [gegen COLLIGNON], más podría la cocina influir en las quijadas y el amor en ambas cosas.“ Der ganze letzte Abschnitt der „Antropología“ kennzeichnet sehr gut ARANZADI's Art und Weise: sobald er sich über die genau beobachteten Tatsachen erhebt, liebt er es, seine Gedanken etwas auseinanderflattern zu lassen; wie seine Vorfahren, hält er auf allen Wegen einige Wurfpeile in der Hand, und sich ihrer zu bedienen, dazu gibt

¹ Barcelona 1911, aus: *Geografía del País Vasco-navarro*. 4º. SS. 87—191.

² R. COLLIGNON, *Anthropologie du Sud-ouest de la France*, I. Les Basques 1895.

³ *Euskal-erria* XXXV (1896).

ihm seine ausgebreitete Kenntnis der Literatur, besonders der deutschen, mannigfache Gelegenheit.

COLLIGNON und ARANZADI finden sich in der Annahme zusammen, daß ein einheitlicher baskischer Typus besteht; in dessen Bestimmung aber und in allem anderen gehen sie auseinander. Oder vielmehr, jener geht einen eigenen Weg, bis zu einem gewissen Endpunkt, einen gewundenen und schwierigen; wir mögen Bedenken tragen, ihm zu folgen, doch dürfen wir seinem Scharfsinn und seiner Behutsamkeit die Anerkennung nicht versagen. Was dem einen die größte Zurückhaltung auferlegt, das treibt den anderen vorwärts: die Verwickeltheit des Problems, die Möglichkeit mannigfacher Lösung. Ein leichtes Spiel hatte man einst mit ein paar Schädeln in der Hand; je mehr Menschen wir untersuchen, je mehr Dinge wir an ihnen messen, je feiner und abgestufter unsere Messungen werden, je mehr Kombinationen zwischen den gemessenen Kennzeichen sich ergeben, desto mehr wächst unsere Verlegenheit. Vor allem jedoch müssen wir fragen: ist nicht auch jetzt noch der Beobachtungsstoff zu wenig beträchtlich? Die Wehrpflichtigen bilden einen verhältnismäßig kleinen Teil der Bevölkerung, einen durch äußere Umstände uns dargebotenen; die notwendigste Ergänzung dazu würden die Schwestern und Bräute jener paar Hundert Jünglinge bilden. Wenn wir indessen auch diese Stichprobe als die günstigste unter den möglichen gelten lassen, können wir etwa aus allen den Einzelwerten nur durch Addieren, Dividieren oder irgendwelche Operationen einen Durchschnitt gewinnen, der den baskischen Typus darstellte? Schwerlich; um zu einem solchen zu gelangen, müssen wir auswählen, d. h. verschieden einschätzen, und das wiederum kann nur geschehen, wenn wir im alltäglichen Leben schon die wenn auch nur vage Vorstellung eines Typus gewonnen haben oder vielmehr sie sich ohne unsere Bemühung uns aufgedrängt hat. Mit anderen Worten, „el criterio impresionista“ stünde hinter den Ziffern. Dann wäre vielleicht mehr als der geschulte Anthropologe ein fleißiger und wanderlustiger Photograph geeignet, den baskischen Typus herauszufinden; freilich dürfte er auch nicht die Daraufsicht vergessen, wie ich selbst sie von der Empore der Kirche zu Sare auf die entblößten Männerschädel zu erlangen trachtete. Dagegen ließe sich wiederum einwenden, daß die unwillkürlichen Eindrücke in hohem Grade von Zufälligem beeinflußt werden, z. B. von der Sitte der Basken, keinen Bart zu tragen.

Jedenfalls ist, was wir auch baskische Rasse nennen mögen, eine Abstraktion und kann bei gleichen Vorbildern sehr verschieden ausfallen, um so mehr, als auch der allgemeine Rassebegriff dabei mitwirkt, der uns erst auf einer viel breiteren Grundlage erwachsen ist. Die beiden Fragen, die ARANZADI auseinanderhalten will: „¿cómo somos los vascos en cuanto raza?“ und „¿cómo nos podemos clasificar entre las razas humanas?“ (S. 92), sind stark ineinander verschränkt. Der Vertreter der scientia amabilis, der er ja von Amts wegen ist, wird mir zugeben, daß eine Pflanze, die ohne jede vorgefaßte Meinung bloß nach unmittelbarer Beobachtung gründlichst beschrieben wird, sich nicht nur in das künstliche, sondern auch in das natürliche System einfügen läßt; genügt aber die genaueste Beschreibung eines typischen Individuums, um seine Zugehörigkeit zu irgendeiner Rasse (im engeren Sinn) zu bestimmen? Müssen

wir uns nicht vorher darüber einig geworden sein, ob in dem einzelnen Falle von „typisch“ geredet werden kann und zu allererst darüber, was wir überhaupt unter „typisch“ zu verstehen haben? Nun scheint „typisch“ nichts anderes zu sein als „rassenhaft“, dieses aber keinen absoluten Sinn zu haben, sondern einen relativen, nicht sowohl „ursprünglich“ als „dauerhaft“ zu bedeuten. Und da haben wir es schließlich mit den sehr voneinander abweichenden Ansichten der Fachmänner zu tun, über die Um- und Weiterbildung der Rassen, die Folgen der Kreuzungen, die Stärke der Vererbung, den Einfluß von Klima und Lebensweise u. a. So mag denn, was dem einen als modifizierendes Element erscheint, dem anderen ein konstitutives sein, COLLIGNON in dem spitzdreieckigen Gesicht das eigentlich Baskische sehen, ARANZADI in dem Daubentonschen Okzipitalwinkel usw. Aber auch innerhalb derselben Darlegung kann eine anthropologische Tatsache bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hin gewendet werden.

Eine solche doppelte Rolle spielt bei COLLIGNON die Brachykephalie. Sie ist primär: die französischen Basken stellen den Typus am reinsten dar und sie sind brachykephal¹; die bei den spanischen Basken vorherrschende Dolichocephalie erklärt sich aus der Einmischung dolichocephaler Spanier, d. h. Iberer. Sie ist sekundär oder, wie COLLIGNON es ausdrückt, wir „haben es mit einer falschen, einer zufälligen, einer künstlichen Brachykephalie zu tun, sie besteht in einer Verbreiterung des Vordertheiles, in einer Anschwellung der Schläfen, und diese wiederum wird aus den Lebensgewohnheiten abgeleitet. Durch diese Kennzeichnung werden die baskischen Brachykephalen von den zentralfranzösischen streng geschieden; aber wenn sie nun im Grunde Dolichocephalen sind, wenn COLLIGNON die Basken, freilich nur als letztes, entferntes Glied, an die Dolichocephalen des Mittelmeeres anschließt, läßt sich nicht auf diesem Wege doch ein Zusammenhang mit den Iberern und Aquitanern finden, von denen er sie anthropologisch ganz abtrennt? Wie immer sich das verhalten mag, die Baskenschädel haben eine bewegte Vorgeschichte und vielleicht ist es nicht nötig, für die betreffenden Umwandlungen eine unendlich lange Zeit anzusetzen. G. WALCHER hat wiederholt Beobachtungen über die willkürliche Beeinflussung der Form des kindlichen Schädels veröffentlicht, welche BUSCHAN² an die Möglichkeit denken lassen, daß „die Schädellehre und mit ihr ein guter Teil der Rassenlehre ihren Bankrott anmelden.“ Das regt mich zu der Frage an, ob nicht bei der baskischen Schädelgeschichte dieser Punkt eine besondere Berücksichtigung verdiente. In der Gascogne werden und wurden an den Neugeborenen Langschädel künstlich erzeugt; als ich 1887 in Toulouse dem hochbetagten Bibliothekar NOULER davon sprach, nahm er sein Käppchen ab und zeigte mir als Beleg für jene Sitte einen erstaunlich langen Schädel. Wenn nun das westlich von der Garonne als Schönheit betrachtet wurde, geschah es etwa im Gegensatz zur baskischen Kurzschädlichkeit?

¹ «Notre conclusion sera donc que le véritable type basque est celui de la Basse-Navarre, et que cette race est très-brachycéphale. Il ne s'en suit pas pour cela qu'on doive la considérer comme une race réellement brachycéphale» (S. 221).

² Zentralblatt für Anthropologie 1905 und 1911.

Der Skeptizismus des Laien bei derartigen Schauführungen ist begreiflich, der Anthropologe fühlt sich ja selbst nicht allzusicher dabei. Er möchte daher ganz gern sich auf den Sprachforscher stützen, aber beileibe nicht von ihm leiten lassen. Der Sprachforscher seinerseits ist nicht abgeneigt, den Anthropologen als Gesellschafter anzunehmen, aber gleichfalls nur unter der gewissen Bedingung. Die „glücklichen“ Verbindungen sind ja stets nur die, in denen der eine Teil sich dem andern völlig unterordnet. Von diesem Punkte aus erlaube ich mir eine Abschweifung, die nicht durch ARANZADI's Arbeit im besondern angeregt ist, sondern durch den Stand der baskischen Studien im allgemeinen.

Bald bezieht man sich auf Äußerungen älterer Anthropologen über eine Verwandtschaft zwischen Basken und Finnen und sucht finnische Wörter im Baskischen; bald wieder findet man kaukasische Bestandteile im Baskischen und spricht, ohne Fragezeichen, die Basken als Kaukasusvolk an. COLLIGNON hat sich in anerkennenswerter Weise von solchen Gleichsetzungen frei gehalten; er gibt die Möglichkeit zu, daß die Basken „Baskisierte“ sind, mit anderen Worten, iberisierte Hamiten, zu denen LISSAUER's hamitisierte Iberer ein Gegenstück bilden würden. In der Tat müssen die Untersuchungen über die Sprache und die über die Rasse ganz getrennt geführt werden; sie können an demselben Endpunkt einmünden, aber sie brauchen es nicht. Die Wahrscheinlichkeit dafür vermindert sich, je weiter wir zurückblicken. Wie weit Körperbeschaffenheit und Sprache auseinanderzuziehen vermögen, das lehren uns z. B. Hamiten und Sudaner in ihrem gegenseitigen Verhältnis und auch jene allein; ja wiederum unter den Berbern haben BERTHOLON und COLLIGNON ein Halbdutzend anthropologischer Typen unterschieden.

Doch bei Romanen und Germanen verhält es sich ja ähnlich. Besteht nun auch zwischen Körpergeschichte und Sprachgeschichte keine Abhängigkeitsbeziehung, so doch ein gewisser Parallelismus und aus ihm ergeben sich für das wissenschaftliche Studium ähnliche Schwierigkeiten: die Vielseitigkeit des unmittelbar Beobachteten, die verschiedene Bewertung der einzelnen Kennzeichen. Unsere Vorstellungen von Sprachverwandtschaft bedürfen der Läuterung. Wir sollten nicht bei jeder Gelegenheit die Frage nach der Zugehörigkeit einer Sprache zu einem bestimmten Sprachstamm aufwerfen, als ob eine einfache Antwort darauf selbstverständlich wäre; wir sollten nicht meinen, nach dem Ex-ungue-leonem-Grundsatz alles erledigen zu können, oder kurz gesagt, wir sollten in uns alle Nachwehen jener Auffassung unterdrücken, derzufolge die Sprache ein individueller Organismus ist. Man wird nicht leugnen wollen, daß, was wir als Verwandtschaft der Sprachen bezeichnen, gänzlich auf der Verwandtschaft einzelner Sprachtatsachen beruht.

Es muß demnach zuerst alles Ähnliche zwischen den Sprachen festgestellt und dann untersucht werden, inwieweit sich für dieses Ähnliche gemeinsamer Ursprung annehmen läßt. Die Übereinstimmung kann ja eine zufällige sein, und zwar gilt das für Tatsachen der verschiedensten Kategorien. Die passivische Auffassung des Transitivs wird als eine der bemerkenswertesten Erscheinungen

im Baskischen angesehen; und doch läßt sich aus ihr kein sicherer Schluß auf die genetischen Beziehungen dieser Sprache ziehen, da sich die gleiche Auffassung in Sprachen findet, die über die ganze Erde verstreut sind. Wenn wir in solchen Fällen von zufälliger Übereinstimmung reden, so bedeutet das Wort „zufällig“ etwas anderes als bei der Übereinstimmung zwischen Wörtern, nämlich: „nicht geschichtlich zusammenhängend“ — das Gemeinschaftliche liegt, kurz gesagt, im „Elementargedanken“, oder doch in etwas ihm Analogem. Denn schlechtweg ursprünglich braucht es nicht zu sein; es kann das passivische Transitiv auf das aktivische folgen oder umgekehrt, und zwar auch ohne Beeinflussung von außen. Sobald es sich um die äußere Form handelt, werden Übereinstimmungen, ich meine wirklich in die Augen springende, nur ausnahmsweise dem Zufall zuzuschreiben sein; sie sind für Sprachverwandtschaft viel beweisfähiger.

Freilich müssen wir verschiedene Arten von Verwandtschaft unterscheiden, oder besser gesagt, verschiedene Grade; auch für unsere Sprachen läßt sich ja ein Gegensatz zwischen „urverwandt“ und „entlehnt“ nicht durchführen. Noch weniger dürfen wir von ihm ausgehen, wenn wir die Stellung einer Sprache erst ermitteln wollen. Die Verwandtschaft einer Anzahl von baskischen Zahlwörtern mit hamitischen ist nicht zu bezweifeln, ihrem Wesen nach aber vorderhand nicht näher zu bestimmen; aus der übrigen Sprachenwelt würden sich Analogien ebensowohl für Urverwandtschaft wie für Entlehnung anführen lassen.

Wollen wir überhaupt die vorgeschichtlichen Beziehungen des Baskischen untersuchen, so müssen wir den Wortschatz in den Vordergrund stellen, und zwar damit beginnen, daß wir das, was die Basken in geschichtlicher Zeit von ihren Nachbarn entlehnt haben, also vornehmlich die romanischen Bestandteile, ausscheiden. Sodann werden wir in irgend einer bestimmten Richtung, wie sie durch äußere Umstände angezeigt wird, Wortvergleichen vornehmen, aber nicht in der oberflächlichen Weise, wie das meistens bisher geschehen ist, sondern indem wir die Zusammenhänge jedes Wortes innerhalb seines Sprachkreises verfolgen und die Festigkeit der Brücke prüfen, welche zwei Wörter verschiedener Kreise verbinden soll. Diese Einzelvergleiche werden wiederum miteinander verglichen und so steigen wir zu immer umfassenderen Anschauungen empor. Erst wenn wir aus dem Wortschatz eine mehr oder weniger sichere Grundlage gewonnen haben, wenden wir uns der inneren Sprachform, dem Sprachbau zu, aus dem eben angegebenen Grunde: wegen ihrer geringeren Beweisfähigkeit. Wenn ganz gemäß der älteren Auffassung der Sprache als eines Organismus auch heute noch die Grammatik als das Skelett, das Widerstandsfähigere und das Wörterbuch als das Fleisch, das Veränderlichere gilt, so mag das richtig sein für die sprachliche Ontogenese, nicht für die Phylogenese. Man hat früher die romanischen Sprachen als analytische dem Latein als synthetischer gegenübergestellt; die Ausdrücke mögen beanständet werden, die Verschiedenheit selbst aber besteht und das wesentlich Gemeinsame zwischen beidem bildet der Wortschatz. Eine klare Einsicht in die Veränderung der Sprache ist nur möglich, wenn wir nicht vergessen, daß sie im Grunde eine Veränderung der Sprechenden ist, aber nicht etwa in anthropologischem, sondern nur in ethnologischem Sinne. Daß die Rasse an sich einen unmittelbaren Einfluß auf die Sprache ausübe, ist unerwiesen.

Die „*Etnología*“ ARANZADI's ist eine neue Auflage seiner „*Problemas de Etnografía de los Vascos*“¹, deren wichtigste Erweiterung in den Bildern liegt. Aber „l'appétit vient en mangeant“; wir brauchen deren mehr, viel mehr und nicht bloß photographische Aufnahmen, welche die Einzelheiten oft nicht in befriedigender Weise wiedergeben. Auch die Beschreibungen wünschte man noch vollständiger und genauer, obwohl ARANZADI vielleicht mit Rücksicht auf den Charakter des Gesamtwerkes den Anschein zu großer Pedanterie vermeiden wollte.

An einem einzigen Beispiel will ich zeigen, welcher Art die Ergänzungen zu sein hätten, und zwar an dem ersten der besprochenen Gegenstände, dem baskischen Barett. Es ist dieses neueren Ursprunges, hat sich erst zur Zeit des ersten Karlistenkrieges unter den Basken zu verbreiten begonnen. Vorangegangen ist der Hut, der noch heute nicht völlig ausgestorben ist (eine bizkaische Form wird abgebildet; andere, von Arratia und von Roncal, werden kurz gekennzeichnet). Ob und welche Beziehung das baskische Barett zum flämischen und schottischen hat, darnach wäre erst dann zu fragen, wenn sein Verwandtschaftsverhältnis zum gascognischen, wenigsten bearnischen festgestellt ist. Die Untersuchung müßte in das sachwortgeschichtliche Licht gerückt werden, d. h. sich gleichzeitig mit den Varianten der Sache und den verschiedenen Wörtern für sie beschäftigen. Es ist wichtig, daß die Basken selbst für das Barett romanische Wörter haben: *boneta* (das echtbaskische *buruko* ist eigentlich „Kopfbedeckung“ im allgemeinen) im Norden der Pyrenäen, *tsapel* im Süden — im Norden bedeutet es „Hut“ (im Süden ist „Hut“: *kapela*, auf einem ganz beschränkten Mittelgebiet wird *kapelu* für „Barett“ gesagt). Die Bearner gebrauchen dafür nicht ihr *chapèu*, sondern ein anderes romanisches Wort: *beret*; die Spanier nicht, wie zu erwarten wäre, ihr *gorra*, sondern *boina*², und das Ursprungsgebiet des letzteren bleibt zu bestimmen. Wenn ARANZADI es merkwürdig findet, daß das „einheimische“ *chano* nicht das Barett, sondern das platte Käppchen (*gorro*, nicht mit *gorra* zu verwechseln) bezeichnet, so irrt er in bezug auf die Herkunft des Wortes; es ist asturisch: *chano* „platt“ (span. *llano*) und mit der Beschränkung auf die Kopfbedeckung zunächst ins Bizkaische übergegangen; in einem bizkaischen Buch aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts wird als Teil eines Reiseanzuges ein rotes *tsano* unter einem ungeheuren *tsapel* beschrieben. Ich möchte noch fragen: wenn ARANZADI mitteilt, daß an einigen Punkten Bizkaia die *boina* zur Größe eines *solideo* zusammenschrumpft, ist damit nicht eigentlich das *tsano* gemeint?

Ich wende mich nun zu dem Hauptproblem, das in den ethnographischen Problemen steckt. Im Kern der Sache glaube ich zwar mit ARANZADI übereinzustimmen, besonders mit Rücksicht auf den Eingang wie auf den Schluß des Ganzen; doch scheint mir, daß Frage und Antwort eine schärfere Fassung verdient hätten. ARANZADI hat eben den apologetischen Standpunkt noch nicht ganz aufgegeben, den er in der früheren Darstellung eingenommen und der „el tono un tanto logoso, agresivo, irónico ó mordáz contra determinadas opi-

¹ Revue Internationale des Études Basques, I (1907), 565—608.

² S. ARANZADI, La estética de la boina, Euskal-erria, XXXVIII (1898), 299 ff.

niones ó afirmaciones y negaciones“¹ verschuldet hatte. Er fühlt sich fort-dauernd durch die von VINSON und anderen geäußerte Behauptung erregt, daß die Basken außer der Sprache nichts Eigentümliches besäßen; sie schließt ja indessen nicht die geringste Herabsetzung der Basken ein. Was für den Ethnologen ein Mangel ist, ist für den Soziologen ein Vorzug und umgekehrt; des einen Leid, des anderen Freud. Gerade den kultiviertesten Bevölkerungen eignet am wenigsten Volkstümliches. Der Ethnologe hat die Tatsachen nicht zu bewerten, sondern in ihrem Zusammenhang zu untersuchen. Freilich, wie im allgemeinen dieser zu verstehen ist, darüber gehen die Meinungen sehr auseinander; und vielleicht wird nun, nach dem Erscheinen von GRÄBNER's „Methode“, dieser Widerstreit zunächst einen noch lebendigeren Ausdruck erhalten und erst allmählich zu Klärung und Ausgleich führen. ARANZADI bezieht sich auf die drei Ursprungsarten: Elementargedanke, Völkergedanke, Kulturkreisgedanke, und will auf die beiden letzten den Nachdruck legen; in den einzelnen Fällen aber läßt er uns über seine Auffassung doch ziemlich im unklaren. Wenn er beflissen ist, auf das Vorkommen von Gleichem oder Ähnlichem bei anderen Völkern hinzuweisen, so scheint er jener Behauptung von dem Mangel der Eigenartigkeit bei den Basken beizupflichten, zum mindesten sie nicht zu widerlegen.

Hier drängt sich nun die Frage auf: wie unterscheiden sich in dieser Hinsicht andere Völker von den Basken? Es muß zugegeben werden, daß bei manchen eine erstaunliche Menge kultureller Merkwürdigkeiten sich vorfindet; wieviel davon sind aber dem betreffenden Stamme im vollsten Sinn eigentümlich? Sie pflegen Überlebsel zu sein, Dinge, die einst weitverbreitet waren und jetzt nur noch in Vereinzelung vorkommen, oder noch jetzt weitverbreitete Dinge, die nur an den verschiedenen Punkten gewisse Abänderungen erfahren haben. Nehmen wir z. B. das von der großen Menge am meisten bewunderte, als Schoßkind gehegte Ethnographikum, die „alten“ Volkstrachten; sie haben meistens trotz ihrer Buntheit gar keine tiefere Beziehung zu dem Charakter ihrer Träger; es sind unmodern gewordene Moden sehr verschiedener Zeiten, aber keine von hohem Altertum. Die Art, wie die Basken sich jetzt kleiden, weicht beträchtlich von der ab, wie sie ältere Bilder zeigen; aber das, wie wir gesehen haben, sehr junge Männerbarett steht doch nicht wesentlich zurück hinter dem hohen Hut der Kymrinnen oder dem anliegenden Häubchen der Holländerinnen — alle sind von hohen Häuptionen herabgesunken und steigen nun bei nationalen Gelegenheiten wieder auf sie empor. Und so werden auch wirklich uralte Dinge in bestimmter Absicht, nationaler oder anderer, neu belebt, wie z. B. der Druidismus in Wales. Um dieselbe Zeit herum, als ich bei den Basken den Johannisfeuersprung mit ansah, begann man ihm bei uns die deutschvölkische Weihe zu erteilen. Anderes hat sich ganz ungezwungen und allmählich zu größter Blüte entwickelt. Das im Altertum und Mittelalter überall gepflegte Ballspiel hat sich bei den Basken nicht nur erhalten, wie etwa das mittelalterliche Schauspiel, die „Pastoralen“, sondern es ist zum baskischen Spiele geworden; es hat die Seele der Basken ebenso gefangen

¹ Wie er selbst eingesteht, RB. I, 607f.

genommen wie die Stiergefächte die der Spanier, die Pferderennen die der Engländer. Warum von solchen Spielen sich gerade das eine hier, das andere dort so fest eingebürgert hat, das zu erforschen ist die Aufgabe des Ethnologen, nicht, wie schon gesagt, sie in gesundheitlichem, sittlichem, volkswirtschaftlichem Sinne einzuschätzen.

Alles Übernommene haben sich die Basken in höherem oder geringerem Maße angepaßt (sogar das Haus unterscheidet sich von dem der romanischen Nachbarn), und so trägt das Gesamtbild ihrer Kultur eine eigenartige Färbung, wenn es auch vielleicht wenige oder keine hervorstechenden Züge aufweist. Wir können ARANZADI's Worte (S. 190) unterschreiben: „El pueblo vasco no es un ejemplo de aislamiento ni de extraeuropeismo, pero tampoco de carencia absoluta de originalidad.“ Eines allerdings ist richtig: im Kulturbesitze der Basken, von der Sprache natürlich abgesehen, hat man bisher nichts gefunden, was sich in die vorchristliche Zeit zurückverfolgen ließe: die Couvade und anderes sind wie Nebel zerflossen. Immerhin ist die Möglichkeit nicht zu leugnen, daß noch uralte Bestandteile in ihm stecken; aber sie werden zu versteckt sein. Vielleicht hat man an die baskische Musik, mit der sich ARANZADI eingehend beschäftigt, einige Hoffnungen zu knüpfen.

Von dem Verhältnis der Sprachwissenschaft zur Ethnologie habe ich schon oben gesprochen, insofern es als ein Verhältnis zur Anthropologie verkannt zu werden Gefahr läuft; dabei handelte es sich um die verwandtschaftlichen Beziehungen des Baskischen. Aber auch auf die Urkultur der Basken, z. B. in bezug auf die Zeiteilung, vermag gerade aus der Sprache einiges Licht zu fallen. Daß die Sprachforscher die Ethnologen zu trügerischen Erwartungen verleitet hätten, ist eine ungerechtfertigte Behauptung ARANZADI's. Auch sonst äußert er in seiner etwas sprunghaften Weise seine Unzufriedenheit mit jenen. In einem ganz kurzen Vortrag, den er vor einem Jahrzehnt gehalten hatte¹, heißt es: „Ciertó que algunos terribles etimologistas del presente quieren encontrar más de 80% de importación en las palabras que indican cultura y hasta en las ideas más elementales y naturales“². Ich fühle mich in diese „schrecklichen Etymologen“ eingerechnet (für die 80 Prozent übernehme ich keine Bürgschaft) und wenn ich auch in meinem „Baskisch und Romanisch“ (1906) die Entlehnungen des Baskischen ausführlich behandelt und dabei vor allem das Grundsätzliche erörtert habe, so weiß ich doch nicht, inwieweit ARANZADI davon Kenntnis genommen und welchen Eindruck er erhalten hat. Daß auch er zu den Basken gehörte, welche die betreffenden Etymologien mehr aus dem Gefühl der Sprachbesitzer heraus, als nach sprachwissenschaftlichen Erwägungen beurteilen, würde ich nicht für wunderbar halten; welche Aufnahme findet denn bei deutschen Gelehrten, die nicht Sprachforscher sind, die Mitteilung von dem lateinischen Ursprung solcher Wörter wie *Kopf* und *Zoll*? Daß mit dem Worte nicht auch die Sache aus der Fremde gekommen zu sein

¹ Rev. de ling. XXXIV (1901), 183 f.

² Ich würde gern wissen, wie ARANZADI sich die Sache in den einzelnen Fällen vorstellt; betrachtet er etwa — um Beispiele aus der zweiten Kategorie zu wählen — *arrunt* „gemein, gewöhnlich“, und *koşelu* „Geheimnis“, wirklich als echtbaskisch und nicht jenes = bearn. *arround*, dieses = altspan. *consello*?

braucht, das weiß ARANZADI natürlich sehr gut; er bekennt es ausdrücklich (S. 139): „Muchas veces la simple modificación de forma, si aquella viene de fuera, trae consigo un nombre nuevo exótico, otras viene el nombre nuevo á una cosa ya conocida (*pago* = *fagus* = *haya*) y á veces viene una cosa nueva á quedarse con un nombre antiguo (*arto* — *maiz*).“ Das letztere Beispiel ist allerdings nicht gut gewählt, *arto* ist romanisch¹. *Pago* (*fago*, *bago*, *ago*) „Buche“, befremdet allerdings nicht wenig neben den einheimischen Namen für „Eiche“, „Esche“ usw.; es hängt zusammen mit der Verehrung, die der *Deus Fagus* in den Pyrenäen genoß.

In andern Fällen hat ARANZADI die bezeichnete Möglichkeit sich nicht vor Augen gehalten. Auch ich schreibe dem baskischen Pflug römische Herkunft nicht zu, werde aber nicht mit ARANZADI (S. 149) sagen, daß die Sprachwissenschaft eine solche Annahme nicht gestatte; denn *golde* „Pflug“ ist *culter*, und *nabar* „Pflugschar“ (*nabal* „Messer“) ist *novaculum* (span. *navaja*), während man bei dem (bizk.) *eisa*, *eiza* „einschariger Pflug“, wieder an ein keltisches oder germanisches Stammwort denken könnte. — Wenn ich den Namen der Spindel: *ardatz* (nach dessen „construcción“ ARANZADI RB. I, 571 fragt) aus dem Romanischen, und zwar dem Bearnischen erklärt habe: „Rädchen“², so habe ich nicht im Traume daran gedacht, daß die Basken sie von den Romanen entlehnt haben. — Auch der Rocken ist gewiß vorrömisch und hat doch einen römischen Namen *goru* — *colus*; ähnlich im Keltischen (*cogail*) und im Deutschen (*Kunkel*) und wiederum trägt er im Südromanischen, wo er doch vorgermanisch ist, einen germanischen: *rocca*, *rueca*. — Dem echt-bask. *ari* „Faden“ steht ein *firu*, *piru*, *biru*, *iru* vom lat. *filum* zur Seite und von diesem, nicht von jenem ist das Wort für „spinnen“: *irun* abgeleitet, zwar wie die Form zeigt, in sehr früher Zeit, aber gewiß kannten die Basken das Spinnen, ehe sie nur einen Römer sahen. — Unter den von ARANZADI S. 135 f. besprochenen und abgebildeten Gefäßen haben Namen lateinischer Herkunft *kaiku*, *katillu*, auch die RB. I, 571 erwähnten *lapiko* und *opor*. Aus jüngerer Zeit stammt *pitser*, dem unser *Becher* entspricht. — Für den Dreschflügel führt ARANZADI S. 151 nur drei Namen an, und nur auf der spanischen Seite übliche; einer davon ist, dem ersten Anschein zuwider, romanischen Ursprungs (*tsipita*, daneben *tsibita*, auch „Gerte“, wie port. *chibata*; vgl. andal. *chibata* „Schäferstab“). Auf der französischen Seite bedient man sich verschiedener Ausdrücke, die sämtlich romanischen Quellen entstammen³. — Ob ARANZADI wohl auch in *kutša* Truhe (abgebildet S. 161), trotz seiner Nebenformen *hutša*, *utša* das span. *hucha*, franz. *huche* nicht erkennt?

Zum Schluß berühre ich noch ganz kurz zwei von ARANZADI erwähnte Kulturwörter, die nicht zu den Entlehnungen aus dem Lateinischen oder Romanischen gehören. Das eine ist seiner Bedeutung nach von allererster Wichtigkeit: *burdin* Eisen. ARANZADI S. 138 sagt, nach Aufzählung verschiedener

¹ S. meinen Aufsatz „Basken und Romanen“ in den SB. der Wiener Anthr. Ges. 1901, S. 40 ff.

² Ltbl. f. germ. u. rom. Phil. 1893, Sp. 335.

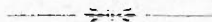
³ S. meine Bemerkungen über die Arten des Dreschens und die Bezeichnungen der Dreschwerkzeuge bei den Basken in der Zeitschr. f. rom. Phil. 1910, S. 292 ff.

Wortformen in östlichen Sprachen: „Bien queda en evidencia que los vascos no demuestran afinidades africanas, ni deben el hierro á los latinos, sino en todo caso á los fenicios.“ Ich hatte dem vorgebeugt, Bask. und Rom., S. 57: „Wenn die Übereinstimmung von *burdin* mit dem entsprechenden semitischen Worte unverkennbar ist, so dürfen wir nicht zu rasch an ein Geschenk der Phönizier denken, da auch den Hamiten das Wort nicht fremd ist“; berb. *uzzal*, *azzal*, *uazal* u. a. stelle ich nämlich trotz BASSET's Zweifel zu hebr. *barzel*. — ARANZADI sträubt sich auch (S. 131) gegen die Annahme einer Verwandtschaft von *abarka* mit berberischen Wörtern; ich bitte ihn, zu erwägen, was ich anderswo¹ über diesen Punkt gesagt habe. Hier können ja irgendwelche Beziehungen in islamischer Zeit zugrunde liegen.

Diese Besprechung ist sehr lang, ja zu lang ausgefallen, und doch habe ich vielleicht nicht hinlänglich zum Ausdruck gebracht, wie viel wertvoller Stoff, wie viele lehrreiche und anregende Bemerkungen in ARANZADI's Schrift enthalten sind. Das rührt daher, daß mir eines vor allem am Herzen lag: in bescheidener Weise zur Ebnung der Bahn beizutragen, auf der die baskischen Studien fortzuschreiten haben.

Über diese Studien hat sich kürzlich der Herausgeber der „Revue Basque“ (so werden wir wohl „Revue internationale des études basques“ abkürzen), J. DE URQUIJO auf dem Biarritzer Kongreß treffend und trefflich geäußert. U. a. erkennt er ein Hemmnis für sie in „l'insuffisante préparation linguistique, à de très rares exceptions près, des basques qui voulaient s'adonner à ces études“. Ich setze hinzu, sie werden sich nicht nur dieser Unzulänglichkeit nicht bewußt, sondern sie weisen auch — manchmal mit einem spöttischen Lächeln — alles von der Schwelle ab, was von auswärtiger Wissenschaft bis zu ihnen dringt. G. LACOMBE, der Mitarbeiter URQUIJO's, hat in diesen Tagen² sehr zeitgemäß den unterschiedslosen Gebrauch von „Baskophile“ und „Baskologe“ gerügt; man könne das eine ohne das andere sein, und sogar zugleich Baskophobe und Baskologe. Die Baskophilie im eigentlichen Sinne verbürgt die Gedicgenheit der darauf sich gründenden Studien um so weniger, als sie schon in ihrem Schoße den Zwiespalt beherbergt. Die meisten Basken fühlen sich mit Stolz als Urvolk Spaniens; neuerdings aber betonen manche (die Anhänger von DE ARANA) ihre Verschiedenheit von den Spaniern und somit auch von den Iberern. Zu den Bekämpfern des „vasco-iberismo“ gehört L. DE ELEIZALDE; seine Schrift „Raza, lengua y nación vascas“ (Bilbao 1911), die mir jüngst in die Hände gefallen ist, zeigt ein politisches Grundgewebe, das die aufgehefteten wissenschaftlichen Flicker und Flitter nicht zu verdecken imstande sind.

Es gilt demnach, eine möglichst enge Annäherung zwischen den baskischen und den auswärtigen Baskologen herzustellen, und keiner vermöchte dabei erfolgreicher mitzuwirken als gerade DE ARANZADI.



¹ Wien. Zeitschr. f. d. Kunde d. Morgenl. XXII (1908), 381 ff.

² Eskualduna, 11. September.

